3. Teil – Erinnerungen.

Furtwänglergarten und die Frage nach echter Kunst

Im **Furtwänglergarten** sitz' ich still, im Schatten, fern der grellen Glut, die heut' den ganzen Himmel füll', ein Tag von blendend weißer Flut.

Die Baugerüste ragen hoch, bis an die Kuppel, schwer und laut, und fremde Stimmen, rau und doch vertraut im Lärm, sind kaum vertraut.

So viel hat sich hier umgewandt, doch leider nicht zum Guten hin, der Garten, einst ein stilles Land, verlor sein innres Gleichgewicht, sein Sinn.

Die Sträucher, die einst Schutz gewährten, die Blicke dämpften, Raum verliehn, wurden entfernt – und nun entehrten die Massen, was einst still erschien.

Die Festspielgäste, reich und kühl, bestimmen nun das Stadtprofil, ihr Geld, ihr Glanz, ihr lauter Stil verdrängt das Leise, das Gefühl.

Zigarettenstummel liegen im Rasen, der kaum Bänke trägt, die Sträucher fehlen – nichts kann wiegen den Lärm, der durch die Gassen fegt.

Das Unigebäude, einst vertraut, wurde zum Glas-Kaffee gemacht, ein moderner Klotz, der kalt und laut die alte Form zunichte macht.

Die Stadt wirkt gläsern, hart und klar, der Mensch wird gläsern, durchsichtig, klein, die Jugend starrt aufs Handy – wahr –, als wär' es Trost und Sonnenschein.

Doch immer noch, wie eh und je, *klappert ein Hufeisen vorbei*, die Tauben warten auf ihr Weh und hoffen auf ein Bröserl - Brei.

Pensionisten sitzen still im Schatten, kühl und leicht benommen, doch Studenten – wie ich's will – sieht man kaum mehr hierher kommen.

Die Grünflächen, quadratisch streng, wirken steril, fast seelenlos, die Stadt wirkt glatt, die Welt wird eng, und alles wirkt so maßlos groß.

Ich glaub zwar nicht an Sternenzeit, doch scheint das Wassermannzeitalter voll Kälte, Licht und Durchsichtigkeit, ein Zeitalter, das wirkt viel alter.

Glänzende Menschen, glänzend leer, Gebäude, Schuhe, alles Licht, doch Wärme spürt man kaum noch mehr, die Welt verliert ihr Angesicht.

Am Morgen war ich früh erwacht, noch vor der Nadia, selten so, wir tranken Kaffee, leis' und sacht, der Tag begann in stillem Floh.

Ich sah ein Foto – August ’91 –, mit Anna Maria, die nicht mehr lebt, der Brustkrebs nahm – ein stiller Kranz, der tief in meiner Seele bebt.

Und witzig war’s: Wir waren gestern im gleichen China-Restaurant, die gleichen Speisen, wie die gestern vor achtzehn Jahren – sonderbar.

Der weiße Löffel in der Soße, genau am gleichen Platz wie einst, die Spiegel, Vorhänge, die große rote Bank – als wär’s vereint.

Ich dachte immer, Kochen sei ein Kunstwerk, frei und voller Schwung, doch hier ist’s Schema – einerlei –, seit Jahrzehnten gleich, nicht jung.

Kunst ist für mich **Spontanität**, Einfall, Mut, ein neuer Klang, doch Salzburg lebt von Wiederholtheit, vom ewig gleichen Festspielgang.

Man konsumiert den Mozart fort, man spielt den Jedermann wie Pflicht, man malt die Stadt an jedem Ort, doch Neues – das entsteht hier nicht.

Die Straßenmaler – gute Hände, geübt, präzise, jahrelang –, doch malen sie für Touristenspenden, nicht für den innern Kunstverlang.

Sie malen Festung, Dom und Fluss, die Berge, Häuser, immer gleich, ein tausendfaches Pflichtgenuss, doch selten kühn, selten reich.

Wie einst die Maler Fürsten dienten, so dienen sie den Gästen heut’, und selten sieht man, dass sie mühten sich um ein Werk, das wirklich freut.

In der UB – ich sitze hier und schreibe diese Zeilen nieder, doch Schriftsteller? Die sieht man schier nicht mehr – nur Leser, keine Lieder.

Man liest, man lernt, man schreibt Notizen, doch niemand wagt ein eignes Wort, kein Funke, der beginnt zu blitzen, kein neuer Klang, kein neuer Ort.

Salzburg konsumiert die Kunst, doch schafft sie selten selbst hervor, sie lebt von alter Überkunst, vom ewig gleichen Wiederchor.

Ich lese weiter Schopenhauer: „Die freie Muße ist die Frucht des Lebens“ – ja, sie gibt die Dauer, die uns nach innen Frieden sucht.

Doch vielen bringt die freie Zeit nur Langeweile, dumpfen Sinn, weil ihnen fehlt die Innigkeit, die schöpferisch beginnt darin.

Und ja – er konnte leicht so reden, denn er war reich, von Kindheit an, und sah nicht jene schweren Fäden, die Armut webt im Lebensplan.

Die meisten kommen müde heim, nach Arbeit, schwer und ohne Kraft, und schlafen über Büchern ein, weil Müdigkeit die Seele schafft.

Ein Grundeinkommen – wär es da –, könnt’ vielen Menschen Flügel geben, die heute nur im Mühsal sah’n ein kleines Stück vom eignen Leben.